

Vom „Paradeis“ zum Landkreis am Eisernen Vorhang

Einleitung

Wer an einem schönen Tag im Frühherbst, wenn die Weitsicht von unseren Bergen am besten ist, etwa von der „Hohen Warte“ bei Thiersheim, Ausschau hält nach allen Seiten, dem mag der Gedanke kommen, wie diese herbe Heimatlandschaft wohl in längst vergangenen Tagen ausgesehen haben mag und wann zum erstenmal ein Mensch diese Gegend betrat. Wir lernten noch in der Schule, daß sich einst undurchdringliche „herzynische“ Wälder in diesem Gebiet ausdehnten. Die Historiker waren lange der Meinung, das Berührungsgebiet der drei großen Flußsysteme von Elbe, Rhein und Donau sei ein breiter, geschlossener und völlig unberührter Waldgürtel gewesen, der erst nach der bayerischen Landnahme allmählich von Süden her kolonisiert wurde. Der Mangel an obertägigen vorgeschichtlichen Bodendenkmälern, äußerst spärliche Bodenfunde, späte Ortsnennungen und das Fehlen von urkundlichen Altbelegen berechtigten die Forschung lange Zeit, die mitteldeutschen Gebirge allgemein als „vorgeschichtliche Siedlungsgrenzen“ zu bezeichnen. Allerdings hat die Sage schon immer Fäden gesponnen zur Vorzeit und besonders in den vielen Zwergensagen des Fichtelgebirges sollen „Erinnerungen an ältere vorchristliche bzw. zeitlos primitive Schichten“ (J. Hanika) nachklingen. In barockem Überschwang verlegte der Magister Johann Will dann sogar das „Paradeis“ ins Fichtelgebirge. So mag sich in den Erzählungen früherer Geschlechter von alten Zeiten Historisches mit Prähistorischem vermischt haben. Erst später wurden Bodenfunde als Beweisstücke gehoben und gesammelt. Noch länger dauerte es, bis sich die Wissenschaft dieser Dinge annahm. Man kam dahinter, daß Menschen aus dem siedlungsgünstigen Vorland, besonders des Bamberger Talkessels und der Albhochfläche, schon frühzeitig eine Strecke weit in den Gebirgswald eingedrungen sind, um begehrte, hier vorkommende Gesteine heimzuholen, wie den schwarzen Lydit- oder den dunkelgrünen Diabas, die man zur Anfertigung von Haken und Beilen benötigte. Es spricht auch manches dafür, daß spätere westliche und östliche Anrainer ihren Zinnbedarf zur Herstellung von Bronze im Fichtelgebirge deckten.

Ein unmittelbares Zeugnis von der Vorgeschichte unseres Gebietes geben aber erst die neueren Bodenfunde. Durch planmäßig betriebene örtliche

Feldforschung in den letzten 15 Jahren häuften sich zahlreiche glückliche Einzelfunde, welche die einschlägige Forschung stark in Fluß geraten ließen und zu einer entscheidenden Revision bisheriger Anschauungen führten. Es muß allerdings gesagt werden, daß die Probleme der Vor- und Frühgeschichte im Fichtelgebirgsraum von der zünftigen Forschung bisher etwas stiefmütterlich behandelt wurden. Deshalb fehlt auch noch eine moderne wissenschaftliche Übersicht. Unsere Zusammenstellung trägt deshalb nur den Charakter des Vorläufigen.

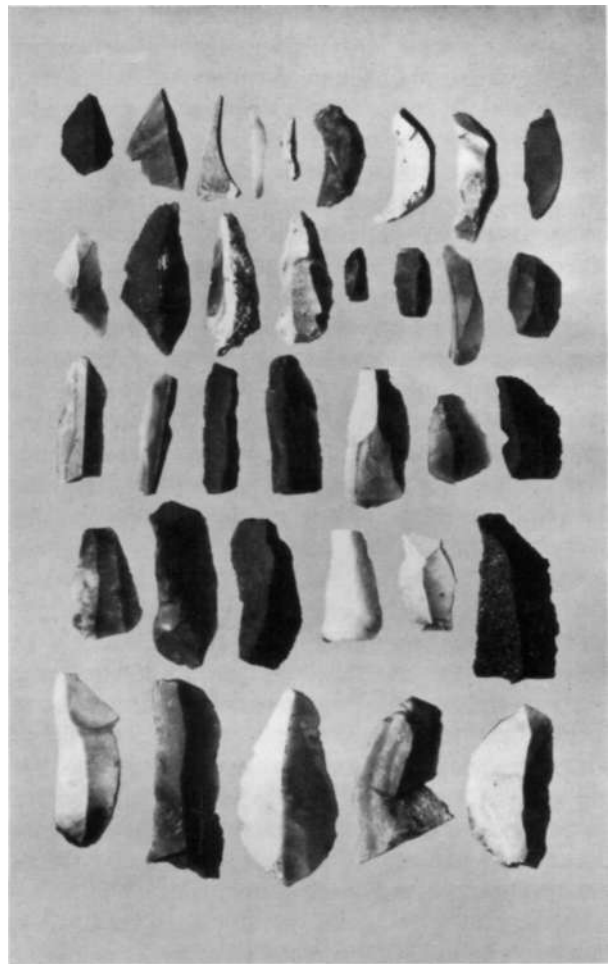
Die Vorgeschichte bedeutet nach dem üblichen Sprachgebrauch jene jahrtausendelange Epoche der menschlichen Entwicklung, die keinerlei schriftliche Urkunden hinterlassen hat, zu deren Erforschung also vorwiegend archäologische Quellen, die sogenannten Bodenfunde, herangezogen werden. Wo dann Vorgeschichte und Geschichte sich berühren und über Jahrhunderte ohne feste Grenzen ineinandergreifen, spricht man von Frühgeschichte. In den frühgeschichtlichen Zeitabschnitt fällt z. B. auch zur Gänze die Einwanderung der Bayern und die Kolonisation des Nordgaus, zu dem unser Landkreis im hohen Mittelalter gehörte. Die chronologische Abfolge unserer Darstellung im großen Umgriff ist demnach zunächst von einer beinahe unvorstellbar weit zurückliegenden Zeit bis zur Vergangenheit vor einem knappen Jahrtausend gegeben. Dann verfolgen wir die Schicksale unserer Heimat in historischer Zeit bis zur Gegenwart.

Steinzeitjäger streifen im oberen Egertal

Auf der nördlichen Grenze des Landkreises, beim Ort Hendelhammer in der Gemeinde Birkenbühl, steht ein merkwürdiger Felsblock aus Zweiglimmergranit, der sich mit einer Länge von 2,4 m und einer Dicke von 1,35 m gut einen Meter über den Boden erhebt. Wegen seiner eigentümlichen schüsselförmigen Auswaschungen hat die Bevölkerung schon immer Beziehungen zu diesem Felsblock unterhalten. Schon in einem alten Buch von 1716 als „Herr-Gottes-Stein“ und als „wunderbarer Stein“ bezeichnet, läßt die Volkssage das Bemühen erkennen, dem überlieferten Namen einen Sinn zu geben. In dieser Flur wurde im Herbst 1963 eine meisterlich hergestellte 9,9 cm lange blattförmige Silexspitze gefunden, die zu den schönsten und

einprägsamsten Zeugen der Vorgeschichte des Fichtelgebirges gehört. Mit der Einordnung dieses ausnehmend schönen Stücks in das „Praesoluten“, den letzten Abschnitt des Mittelpaläolithikums durch Prof. L. Zolt/Erlangen (1965), wurde dieses Werkzeug der beginnenden letzten Vereisung (der ersten Wärmeschwankung von Würm I) zugewiesen. Dies würde nach Prof. G. Freund/Erlangen einem ungefähren Alter von 70 000 Jahren entsprechen. Ein vielleicht einigermaßen vergleichbares Objekt aus derselben Kulturstufe der mittleren Altsteinzeit liegt bisher aus der Umgebung nur vom Wartturmberg bei Hof vor. Leider handelt es sich in beiden Fällen um oberflächliche Lesefunde, die nicht durch Bodenschichten datiert werden können, so daß ein anderer Gutachter (R. A. Maier/München, 1964) die blattförmige Spitze von Hendelhammer als „Silexdolch mit besonderer Griffzunge“ dem Spätneolithikum, also der ausgehenden Jungsteinzeit, zuordnen möchte. Wie dem auch sei, jedenfalls kann dieses wichtige Stück nicht mit der kleingerätigen Industrie aus dem Beginn der mittleren Steinzeit in Zusammenhang gebracht werden, die vom gleichen Fundort, ebenfalls vom nördlichen Hochufer der Eger bei Hendelhammer, stammt. An der Einmündung des Selbachs in die Eger und wohl noch einen Saum entlang des Flusses hatte eine aus Jägern, Fischern und Sammlern bestehende Gruppe der Nacheiszeit auf trocken-warmem Boden einen Rastplatz oder eine Freilandstation. Man kann wohl annehmen, daß sie hier, am Fuße des Ringbergs, aus Stangen und Reisig leichte Hütten errichtete und in die Umgebung streifte.

Der Gesamtcharakter der Steingeräte von Hendelhammer ist so einheitlich, daß man schließen darf, er bilde, mit Ausnahme einiger weniger Stücke, eine kulturelle Einheit. Ihre übersichtliche Beschreibung und statistische Auswertung erfolgte durch einen Assistenten am Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Erlangen-Nürnberg (B. Klima, 1966), der auch sämtliche bis dahin gefundenen Geräte und Bruchstücke sowie die Klingen und Abschlüge, die eine Aussagekraft besitzen, zeichnen und abbilden ließ. Die darüber erschienene Abhandlung ist die erste wissenschaftliche Monographie zur Vorgeschichte des Fichtelgebirges und des Landkreises Wunsiedel. Danach gehören insbesondere die sogenannten Kratzer zu den markantesten Geräten der bisherigen Kollektion Hendelhammer. Der Fachmann kann Klingenkratzer, Doppelkratzer, Abschlagkratzer, Daumnagelkratzer unterscheiden. Eine zweite, für den Gesamteindruck sehr wichtige Familie von Geräten sind die Stichel, die bei Hendelhammer in fast allen Abarten, darunter Mittel-, Eck- und Kantentichel, vorkommen. Wesentlich weniger ausgeprägt sind die als Spitzen bezeichneten Geräte. Unter den Klingen bilden die messerartigen das



Epipaläolithische Werkzeuge von der Egerterrasse bei Hendelhammer, Gemeinde Birkenbühl. Das Gerät unten Mitte ist 4 cm lang. Foto: E. Kuspert

Hauptgewicht; auch schmale Klingen mit abgestumpftem Rücken sind vertreten. Weiter werden meißelartig bearbeitete Werkzeuge, eine Reihe von Schabern, zwei kombinierte Geräte, auch zwei sogenannte Kerben vorgestellt. Eine kleinere Gruppe von Mikrolithen ist durch geometrisch regelmäßige Formen gekennzeichnet. Die Sammlung umfaßt also nahezu alle Haupttypen jungpaläolithischer Steinwerkzeuge, mit Ausnahme der Bohrer. Auffällig sind die kleinen Abmessungen aller Werkzeuge; ihr Mittelwert erreicht nur 2,7 cm in der Länge und 1,7 cm in der Breite. Die Silexindustrie von Hendelhammer wird demnach als ausgesprochen kleingerätig bezeichnet. Drei Stücke, darunter zwei durch steile Randretuschen gestielte Klingen, gehören wahrscheinlich einer jüngeren Kultur, dem Neolithikum, an. Dem Rohmaterial nach ist die Sammlung ziemlich bunt zusammengesetzt. Die meisten Werkzeuge sind aus verschieden gefärbtem, meist grauem Hornstein und schwarzgrauem Lydit, auch Geräte aus verschiedenfarbigem Quarzit kommen vor. Zahlreiche Bruchstücke, Splitter und grob geschlagene Geröllstücke beweisen, daß alles an Ort und Stelle hergestellt wurde.

Als wichtigste Parallele zu Hendelhammer wird egerabwärts die Fundstelle von Taschwitz (westlich von Karlsbad) angegeben, wo material- und typenmäßig eine ähnliche Kultur angetroffen wurde, die sich dort ungefähr in die Zeit um 6000 v. Chr. datieren läßt. Damit ist also erwiesen, daß das Eger-tal schon in urgeschichtlicher Zeit eine große Bedeutung als Weg zwischen Böhmen und Nord-bayern hatte. Vom Egerer Tertiärbecken aus drangen frühe Volksstämme in das westlich angren-zende Gebirgsland vor. Als ein Teil ihrer Hinter-lassenschaft auf einer Flußterrasse bei Hendelham-mer entdeckt wurde, rückte das Fichtelgebirge in das dämmerige Licht der ältesten Menschheitsge-schichte. Der Gesamteindruck von diesem Fund-platz sowie die typologischen Einzelheiten lassen keinen Zweifel daran, daß sie dem Ausklingen der jüngeren Altsteinzeit oder dem ältesten Mesolithi-kum (Epipaläolithikum) angehören (L. Zotz, 1965). Der schon erwähnte Schalenstein mit napfförmigen Vertiefungen bei Hendelhammer, von dessen Ost-seite, wie die Keillöcher zeigen, in historischer Zeit ein großes Stück abgetrennt wurde, könnte wohl auch noch jungsteinzeitlichen Menschen zu kultischen Zwecken gedient haben. Durch die Be-ziehungen „Herrgottsstein“ und die daran geknüp-fte Sage, daß hier der Heiland auf einer Wanderung ausruhte, wäre der Sachverhalt dann in christ-lichem Gewände gebannt worden.

Frühe Siedelspuren auf dem Basaltboden des Reichsforstes

Der Aufmerksamkeit des Bauern Reichel von Hain-grün sind wichtige Funde an der südöstlichen Landkreisgrenze, am Nordwestfuß des 705 m ho-hen Steinbergs im Reichsforst zu verdanken. Als er im Herbst 1960 auf einer Waldwiese in der Flur „Ruhstatt“ ackerte, kamen unglasierte Tonscherben und einige Steingeräte zum Vorschein. Bald er-kannte man aus Verfärbungen in dem unberührten Boden die Pfosten ehemaliger Holzbauten von einem früheren Wohnplatz an einer Quelle. Beim weiteren Absuchen des Geländes wurde ein in vie-le Scherben zerfallenes Tongefäß von scharf ge-prägter charakteristischer Form gehoben, in enger Verbindung damit auch gleich noch ein zweites mit glattem Körper und rotbraun glänzender Ober-fläche. In dem frisch umgebrochenen Erdreich fand sich auch bald noch ein dicker Ösenhenkel von einem großen Vorratsgefäß aus Ton, eine tief-stichverzierte Scherbe, alles von der Art hartge-brannter vorgeschichtlicher Keramik, die der Kunst-fertigkeit jener Zeit ein gutes Zeugnis ausstellt, kannte sie doch noch keine Töpferscheibe. Zu den schlichten Töpfen gesellten sich typische Steinwerkzeuge: ein schöner Silexdolch, ein wal-zenförmiges Beil aus körnigem Amphibolgestein

mit überschliffener Schneide, der Reibstein oder Läuferstein zum Zermahlen von Getreidekörnern und andere Artefakte. Da es aber leider nicht mög-lich war, mit kostspieligen wissenschaftlichen Gra-bungsmethoden vorzugehen, wurde zunächst nur alles sorgfältig gesammelt und übersichtlich regi-striert. Unterdessen ist der bisherige Formbestand zwar noch nicht ganz zweifelsfrei erfaßt, aber doch von vielen Seiten übereinstimmend als „end- und jungneolithisch“ klassifiziert worden. Ob es noch gelingen wird, weitere Aussagen über die Lebens-weise und Lebenshaltung dieser frühen Bewohner unserer Heimat zu gewinnen oder gar an Stämme oder Völker gebundene Kulturgruppen zu erken-nen, ist zunächst noch ungewiß. Dafür ist der bis-herige Fundstoff wahrscheinlich noch zu lückenhaft. Aber schon die bis jetzt vorliegenden Stücke kön-nen sich sehen lassen. Was sie aussagen, hatte man bis vor kurzem kaum erwartet. Diese Siedel-spuren beweisen, daß zu einer Zeit, da man offen-bar weniger nach günstigen Naturbedingungen, als vielmehr nach Sicherheit fragte, auf einsamer Höhe am Südostrand des Fichtelgebirgshufeisens eine kleine Siedelgemeinschaft, nicht nur ein zufälliger Rastplatz, von Menschen der Zeit um 2000 v. Chr., bestand. Diese Leute bevorzugten die Höhe, was wohl mit einem größeren Schutzbedürfnis zusam-menhängen muß. Bäuerliche Wirtschaft war ihnen nicht fremd. Die Anpassung an die gegebenen Bo-denverhältnisse scheint ihre besondere Stärke ge-wesen zu sein. Sie wohnten in kleinen Häusern und müssen ihre Toten, wie die meisten neolithischen Gruppen, in Hockergräbern beerdigt haben. Schon weil sie in unmittelbarer böhmischer Nachbarschaft lebten, kann ihr eigentlicher Beziehungsraum nur Böhmen gewesen sein. Es sei auch daran erinnert, daß an der „Ruhstatt“ ein alter Fernweg in typi-scher Höhenlage vorüber führte, der noch im Mit-telalter Franken und Böhmen verband. In dieser verbindenden Mittlerstellung am Ostrand des nord-bayerischen Grenzgebirges liegt die überragende Bedeutung dieses Platzes, über dessen Gesamtaus-dehnung sich vorläufig noch gar nichts sagen läßt. Da die bisherigen Beobachtungen ja nur vom Zufall abhingen, muß man sich überhaupt fragen, ob bis-lang schon das prähistorisch Bedeutsame in seiner Lage erfaßt wurde. Die ganze Flur ist jetzt wieder, wie seit eh und je, von einigen steinigen Wiesen-grundstücken bedeckt und von Hochwald umstan-den. Die „Ruhstatt“ mag also noch immer ihre Ge-heimnisse hüten. Sie ruhen sicher im Schoß der Erde. Wir waren deshalb auch kaum überrascht, als im Frühjahr 1968 bei einem Teichaushub drei Ki-lometer östlich des Siedelplatzes ein ausgedehntes Lager von honiggelbem Plattensilex zum Vorschein kam. Ebenso wie heute hier und wohl noch an an-deren Stellen des umgebenden Basaltgebietes im modernen Aufschluß ein grober, quarzreicher Jas-pis entnommen werden kann, bot sich das gleiche

Material auch schon den Neolithikern an, die solchen Feuerstein zur Herstellung von Messern, Klingen, Kratzern und Pfeilspitzen dringend brauchten. Wir wagen sogar die Vermutung auszusprechen, daß das leicht zugängliche, wertvolle Steinmaterial schon zu einer Art frühem Handel geführt haben könnte.

Verstreute Spuren von wandernden Sippen und Einzelgängern

Wer heute oder morgen bei einem Spaziergang etwa sein Feuerzeug verliert, wird kaum damit rechnen können, daß es nach zwei oder drei Jahrtausenden jemals wieder gefunden wird. Es ist nach so langer Zeit unrettbar vergangen. Nicht so ging es, wie wir bereits sahen, mit den beständigeren Steingeräten früherer Epochen. Die Fundstatistik erweist, daß sie da und dort im Heimatboden anzutreffen sind und nur auf einen glücklichen Finder warten. Sogar auf dem Gipfel des Großen Waldsteins (877 m) zeigen sich bei den seit 1960 durchgeführten wissenschaftlichen Grabungen im Bereich der mittelalterlichen Burg am Schüsselfelsen immer wieder Steinwerkzeuge über der Verwitterungskrume des gewachsenen Granits, die der Jungsteinzeit angehören dürften, aber auch mittelsteinzeitlich sein könnten. Sie geben zu bedenken, ob nicht der markante Berg, der weit über den Kessel von Weißenstadt hinweg ins Land schaut, schon in vorgeschichtlicher Zeit Besucher oder sogar vorübergehend Bewohner hatte. Eine schöne lanzettförmige Doppelaxt aus Hornblendeschiefer mit planparallelen Lochseiten, die dem Endneolithikum zuzuordnen ist, wurde 1935 unter einem Wurzelstock im Forstbezirk Neubau nahe der westlichen Landkreisgrenze aufgehoben. Auch oberflächliche Lesefunde aus einer Sandgrube bei Oschwitz und Einzelfunde von jungsteinzeitlichen Klingen bei den Steinhäusern (Gem. Kothigenbiersbach) und an der Gemarkungsgrenze zwischen Seußén und Haid haben ihre Wichtigkeit. Sie sind ein Beweis dafür, daß die Träger spätsteinzeitlicher Kulturen da und dort auf der inneren Hochfläche des Fichtelgebirges auftauchten.

So ist es immerhin schon eine beachtliche Anzahl von steinzeitlichen Besiedlungs- und Begehungsspuren, die sich im Landkreis Wunsiedel nachweisen lassen. Da wäre es unwahrscheinlich, wenn die Gegend während der in ihrer Entwicklung weit über das Lokale hinausreichenden späteren Epochen, wie sie die Urnenfelder- und frühe Hallstattzeit darstellen, ein gemiedener Bezirk gewesen sein sollte. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts v. Chr. ging man in weiten Teilen Europas zur Leichenverbrennung über und setzte den Rückstand des Scheiterhaufens in einer Urne bei. Der ganze Zeitabschnitt wird danach als Urnenfelderzeit bezeichnet. Zeugnisse aus dieser das Ende

der Bronzezeit darstellenden Periode liegen aus den angrenzenden oberfränkischen, oberpfälzischen, vogt- und egerländischen Gebieten reichlich vor. In den tertiären Formationen des Egertals reichen die von benachbarten Forschern aufgenommenen Fundplätze bis an das östliche Tor des Landkreises heran. Dieser Epoche darf man auch jene schon beinahe als klassisch zu bezeichnende Entdeckung zurechnen, die vor gut hundert Jahren im Wald bei Wölsau gemacht wurde. Sie läutete sowohl die Geburtsstunde der Vorgeschichtsforschung im Fichtelgebirge ein, als auch stellte sie wiederum höchst eindringlich die Bedeutung der Röslau-Eger-Pforte für die Verbindung mit den Altsiedelgebieten in Böhmen unter Beweis. Um 1860 wurde nämlich beim Roden eines Waldgrundstücks südlich Wölsau unter einem Felsblock aus Basalt ein Hort oder Depot der Frühhallstattzeit ans Tageslicht gebracht. (Die Benennung erfolgte nach entsprechenden Funden von Hallstatt im österreichischen Bundesland Salzburg. Der ältere Abschnitt der Hallstattzeit wird um 800 v. Chr. angesetzt.) Der Fund umfaßte mindestens drei Sichel, eine Beilklinge, offenbar mit Schaftlappen und ein Bruchstück etwa einer weiteren Sichel oder eines Lappenbeils. Möglicherweise hat der Bronzeschatz, der bald nach seiner Auffindung in verschiedene Hände kam, noch weitere Gegenstände enthalten, die sich vorläufig nicht mehr nachweisen lassen (P. Reinecke, 1937). Die Objekte gelangten 1865 teils in die spätere Prähistorische Staatssammlung nach München, teils in das Germanische Nationalmuseum nach Nürnberg. Dort sind heute noch drei gleichförmige Griffzungensicheln mit je zwei Griffrippen und vertieften Tupfen auf diesen vorhanden. Es sind typische Arbeitsgeräte, die im einfachen Schalenguß mit völlig glatten und unverzierten Rückseiten hergestellt wurden. Für unsere gewohnten Verhältnisse erscheinen diese Sicheln mit einer Gesamtbreite von 14,6 cm allerdings etwas klein. Die Zuschreibung eines Randleistenbeils mit eingezogenen Seiten und breiter, halbrunder Schneide, das sich in München befindet, ist unsicher. Sollten die dunkelgrün patinierten Sicheln und das Beil doch zusammengehören, wäre dies ein Hinweis auf den gleitenden Übergang von der Urnenfelder- zur Hallstattkultur. Ein in Nürnberg aufbewahrter Armring kann aber ohne weiteres zu dem geschlossenen Fund gehören, dessen Stücke im Interesse der Geschlossenheit wieder in einer Sammlung vereinigt werden sollten. Man nimmt an, daß diese Bronzegegenstände, die einstmals einen wertvollen Besitz darstellten, in einer bösen, unsicheren Zeit in einem Versteck hinterlegt wurden, um sie vor feindlichem Zugriff zu schützen. Da aber offenbar der Besitzer starb, bevor er seine Sachen wieder heben konnte, blieb der Schatz im Boden, bis ein Zufall zur Entdeckung führte.

Wenn man die Fundstatistik überblickt, so ergibt



Zwei Griffzungensicheln aus Bronze-
guß von Wölsau

sich, daß die hauptsächlich vorgeschichtlichen Epochen durch Funde im Landkreis vertreten sind. Unsere Heimat war also kein völlig menschenleeres Gebirgsland, sondern — nach der Lage der Hauptfundorte zu schließen — eine frühzeitig begangene Durchgangslandschaft. Wir erwähnten schon, daß die Aufhellung der prähistorischen Verhältnisse sich bei uns erst im Anfangsstadium befindet. In unserem walddreichen Gebiet, wo die landwirtschaftliche Bearbeitung von jeher nicht so intensiv in den Boden eingriff wie im fruchtbaren Altsiedelland, müssen Bodenfunde seltener sein. Es bestehen Anzeichen dafür, daß die Fundarmut nur eine scheinbare ist und auf Forschungslücken beruht. Erst in den letzten Jahren wurden, besonders im östlichen Teil des Landkreises, vorhandene Gelegenheiten besser genutzt, Lesescherben gesammelt und überhaupt systematisch nach solchen Relikten gefahndet. Die Spuren von Menschen aus vergangenen Jahrtausenden sind ja zumeist recht unscheinbar. Sie bestehen, wie wir erfahren haben, aus unglasierten Tonscherben, kleinen Steingeräten und dunklen oder schwarzen Bodenverfärbungen, die anzeigen, daß hier nicht etwa Wilde oder Primitive gelebt haben, sondern vorchristliche Bewohner unseres Landkreises, also gewissermaßen Vorfahren von uns. In gar keiner Weise können deshalb solche Gegenstände nach irgendeinem fiktiven Sach- oder Altertumswert gemessen werden. Sie verdienen vielmehr als Zeugen einer schriftlosen Vergangenheit sorgfältige Pflege. Wir rufen daher alle Freunde, besonders Bauern, Wanderer und Jäger, die Baggerführer und Arbeiter bei den Unternehmungen der Flurbereinigung und besonders unsere Jugend auf, die Augen offen zu halten, auf Tonscherben, Feuersteinsplitter, durch-

bohrte Steine und Brandstellen im Boden zu achten. Mit besonderer Aufmerksamkeit sollten alle Sand-, Kies- und Lehmgruben nach solchen Resten früheren Lebens abgesucht werden. Nach den Erfahrungen im benachbarten Egerland ist es jederzeit möglich, daß sie einmal „fündig“ werden. Erst durch eine Vielzahl und die Vorlage immer neuer Beweisstücke, die jeweils nur einen beschränkten Einblick in eine oder mehrere Seiten vergangenen Lebens geben können, ist es möglich, ein deutliches Bild unserer Heimat in der schriftlosen Vorzeit zu gewinnen. Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege in München hat eine Zweigstelle Franken zur Betreuung der vorgeschichtlichen Bodenfunde in unserem Raum errichtet. Ihre Anschrift lautet: 87 Würzburg, Residenz (Südflügel), Ruf 0931/54850. Bitte richten Sie an diese Stelle Ihre Fundmeldung oder einen kurzen Bericht über besondere Wahrnehmungen im Gelände! Der zentrale Aufbewahrungsort für Bodenaltertümer aus unserem Gebiet aber sollte das Fichtelgebirgsmuseum in Wunsiedel werden, damit sie zum lebendigen Unterricht der Bevölkerung dienen können und jederzeit zum Vergleichen mit neuen Funden zur Verfügung stehen.

Tausend dunkle, ungewisse Jahre

Der Bronzeschatz von Wölsau aus der Zeit um 800 v. Chr. ist der zeitlich vorläufig letzte Beleg zur Vorgeschichte unseres Fichtelgebirgsraums. Über die Verhältnisse des folgenden Jahrtausends sind wir wegen des auffallenden Fundmangels nicht in der Lage, auch nur einigermaßen befriedigende Auskünfte zu geben. Die Zeiten menschlicher An-

Wesenheit wurden offenbar abgelöst von solchen völliger Öde und Wildnis. Auch in den westlich vorgelagerten bevorzugteren Landstrichen wurden um 400 v. Chr. bisherige Wohnplätze wieder aufgegeben. Es begannen verlustreiche Kämpfe, weitreichende Wanderungen und Bevölkerungsverschiebungen, in deren Verlauf auch die Verkehrsbahnen über das Fichtelgebirge hinweg eine Rolle gespielt haben mögen. So ist das, was in der früheren Literatur unter vielfach sich widersprechenden Hypothesen über die Besiedlung Oberfrankens durch keltische Bojer, Markomannen, Hermunduren und Naristen vorgebracht wurde, in den meisten Fällen wirklichkeitsfremde Konstruktion. Nicht selten wurden fehlende Berichte durch kühne Annahmen ersetzt. Hier sind noch viele Rätsel zu lösen. Manches, was schon als gesichert galt, muß unter neuer Beleuchtung angezweifelt werden. Angesichts der dürftigen Überlieferungen wird sich aber wohl ein allzu helles Licht für diese Jahrhunderte der großen Wanderzeit über unseren Raum, seiner Zwischen- und Randlage entsprechend, nicht verbreiten lassen. Sieht man von gänzlich unklaren und phantastischen Schilderungen ab, so könnten sich im ersten Jahrhundert v. Chr. in unserem Gebiet, wie in ganz Nordbayern, die Markomannen aufgehalten haben. Ihr Abzug nach Böhmen wäre wohl bald nach dem Feldzug des Drusus im Jahre 9 v. Chr. erfolgt, der sie unmittelbar bedrohte. Mit E. Schwarz/Erlangen kann angenommen werden, daß nun die germanischen Hermunduren und die mit ihnen stammesverwandten Thüringer in den Raum zwischen Donau und Main nach Süden ausgriffen. Dauerhafte Niederlassungen außerhalb ihres politischen Kernraums im Thüringer Becken können aber nicht bestanden haben, sonst wären sie sicherlich bereits durch Bodenfunde nachgewiesen worden. Schon im Jahre 531 n. Chr. (Schlacht an der Unstrut) erlagen die Thüringer den Franken und wurden zum Teil nach Burgund umgesiedelt. Erstaunlich ist, daß über diese unruhvollen Jahre hinweg, als die Reiche der germanischen Völkerwanderungszeit entstanden und rasch wieder zerfielen, der anerkanntermaßen noch vorgermanische Name der Eger - 805 im Oberlauf als „Agara“ angesprochen - durch germanischen Mund (wie die Sprachwissenschaftler nachgewiesen haben) bis auf unsere Tage gekommen ist. Der Name dieses Flusses, der im Landkreis Wunsiedel entspringt, ragt als sprachliches Denkmal noch weit in jene dunkle Frühzeit, aus der wir nur spärliche Kunde haben.

Die Franken und die Slawen

„Um die Höhen des Fichtelgebirges tönt jene gewaltige deutsche Sage von Kaiser Karl dem Großen, der in den Goldhallen des Ochsenkopfes

schläft“ (Bavaria). Der Inhalt dieser Sage könnte darauf deuten, daß fränkische Ostsiedler ihren unvergleichlichen Kaiser weder im Aachener Dom noch im fernen Untersberg begraben wissen wollten. Greifbar nahe, im Ochsenkopf ruhend, sollte er sich aufhalten. Sicherlich schon bald hatte der politische Anspruch des mächtigen Reiches der Franken den vorgelagerten Raum an der oberen Eger in sein Verteidigungssystem „in montanis contra Boemian“ mit einbezogen, auch wenn vorläufig noch keine volle Klarheit herrscht über das recht dunkle Markensystem der Karolingerzeit (W. Emmerich). Zwar sind bisher bei uns noch keine Siedlungszeugen in Form von Reihengräberfeldern, (d. h. Überreste einer christlichen Bevölkerung, die ihre Toten noch nicht auf kirchlichen Friedhöfen begrub), bekannt geworden, aber ein Teil des aussagekräftigen Fundguts vom Gipfel des Großen Waldsteins stammt aus dem 9. und 10. Jahrhundert, ja vielleicht schon aus dem späteren 7. und 8. Jahrhundert (K. Dietel). Wiederum vermag, wo Urkunden noch nicht oder nur unzulänglich sprechen, der Boden zu reden, wenn sich auch sonst immer noch, wie fast überall im oberfränkischen Gebiet, nach der vorausgegangenen langen Periode das Dunkel der Jahrhunderte über unsere Heimat ausbreitet, aus denen kein Fund und kaum eine zuverlässige Nachricht über die Siedlungsverhältnisse Aufschluß gibt.

Zu einer Siedlungsinitiative von seiten des fränkischen Stammes, d. h. einem Landesausbau und einer flächenmäßigen Besiedlung durch westliche Siedler, ist es im Fichtelgebirge jedenfalls zunächst nicht gekommen. Die immer wieder im heimatkundlichen Schrifttum erscheinenden Nachrichten von fränkischen Siedlungswellen, die über den Höllpaß hereinströmten, sind unzutreffend. Das Fichtelgebirge diente vorläufig als Grenzzone zur Aufmarschbasis für eine geplante Auseinandersetzung mit den Slawen. Bis es zu militärischen Aktionen kam, lag das fränkische Interesse in der Sicherung und Kontrolle der Anmarschwege nach Böhmen. So sieht W. Müller/Bayreuth auch in den Pässen bei Fahrenbach und Fahrenbühl „fränkische Militärposten an alter Straße“, die mindestens seit karolingischer Zeit besetzt waren. Über drei Paßstraßen des Fichtelgebirges (Höll-, Schieda- und Wurmlohpäß) vollzog sich wahrscheinlich auch der in der Hauptsache aus dem westlichen Kernraum heraus vorgetragene Einmarsch von Teilen dreier Heeresabteilungen, die Karl der Große 805 in Böhmen einrücken ließ. Von den Kämpfen erfahren wir, daß die Canburg (wohl nördlich Prag gelegen) und das Elbtal verwüstet wurden. Schon im Jahre danach wurde der Feldzug wiederholt, doch war der militärische Erfolg offenbar nicht vollständig. Um diese Zeit mögen im Zuge einer punktuellen Besetzung mit Wachen an den über das Gebirge und die innere Hochfläche führenden Fernverkehrswegen ein-

fache bewirtschaftete Gebäulichkeiten, zunächst als militärische Stützpunkte, dann als Ansatzpunkte bescheidener späterer Siedlungsentfaltung entstanden sein. Als Musterbeispiel einer solchen Straßenstation und ganz durch den älteren Verkehr bestimmten Siedlung, die seit karolingisch-reichsfränkischer Zeit bestand, wird gewöhnlich Thiersheim angesehen. Sein aus einem alten Personennamen gebildeter Ortsname auf -heim scheint in eine karolingerzeitliche Gruppe zu gehören, in deren Umgebung auch das benachbarte Höchstädt mit einem „althochdeutschen Umlaut“ im Ortsnamen auffällt. Sankt Martin, dem Nationalheiligen des Frankenstaates, war bei Stemmas (knapp ostwärts Thiersheim) auf weithin sichtbarer Höhe eine Feldkapelle geweiht, wo der Pfarrer von Arzberg noch bis zur Reformation die Messe las. Auf archäologische Bodenfunde, die den frühen Zeitansatz bestätigen, vor allem aus dem Ortskern und auch aus zugehörigen Gräbern, müssen wir noch geduldig warten, damit die des öfteren geäußerte Skepsis aufgegeben werden kann. Ein vor noch nicht langer



Kugelförmiges Bronzeglöckchen von Thiersheim. Frühgeschichtlicher Bodenfund (Einzelfund). Ø des Glöckchens 4,3 cm

Zeit gefundenes Bronzeglöckchen von einem Pferdegeschirr gehört zweifellos in den großen Kreis alter West-Ost-Beziehungen, ist aber noch nicht eindeutig datiert.

Was nun das Vorkommen slawischer Siedlungen im Landkreis Wunsiedel anbelangt, so bedarf es zunächst eines kurzen geschichtlichen Überblicks

über die Auseinandersetzungen zwischen Franken und Slawen. Die fränkische Niederlage im Jahre 631 bei der Wogastisburg, die man wohl in der Nähe von Kaaden in Böhmen zu suchen hat, leitete die slawischen Einfälle in das Frankenreich ein. Nach der Gründung eines slawischen Großreiches von der Saale bis nach Kärnten unter Führung des Franken Samo erfolgte anscheinend von Norden her das Eindringen slawischer Siedler in das Obermaingebiet und die Oberpfalz (E. Schwarz). Diese Einfälle hatten die schon erwähnten Feldzüge von 805/6 veranlaßt, die durch ein ostfränkisches und bayerisches Aufgebot bestritten wurden. Dem slawischen Vordringen seit dem 8. Jahrhundert sind die Namen mehrerer slawisch benannter Ortschaften, Bäche und Fluren zuzuschreiben. Merkwürdigerweise finden sich im Landkreis Wunsiedel weniger Namen slawischen Ursprungs als in den westlich angrenzenden Gebieten um den Weißen und Roten Main. Wir müssen aber damit rechnen, daß vor allem slawische Flurnamen aus der Zeit vor dem 13. Jahrhundert, die gewöhnlich nur mündlich weitergegeben wurden, in größerer Zahl verschollen sind. Bei der Behandlung des Slawenproblems in unserem Landkreis wurden immer wieder die folgenden Ortsnamen zur Diskussion gestellt: Habnith, Hebanz, Lehsten, (Markt-)Leuthen, Neudes, Oschwitz, (Markt-)Redwitz, Schloppen, Seußen, Thölau, Tröstau, Wölsau. Dazu kommen die abgegangenen Ortschaften, Fleißnitz (bei Höchstädt), Mylossenberg (südlich Hohenberg), Niebitz (bei Seußen), Priegnitz (zwischen Neuhaus und Thierstein?), Wurbotin (nähere Lage unbekannt), die Fluren Geritz (westlich Seußen), Leimata (südlich Grafenreuth), Gultsch und Ullitz (an der nördlichen Landkreisgrenze südlich Martinlamitz), die Flüsse und Bäche Feisnitz (zur Röslau), Kössein (auch als Bergname vorkommend), Lamitz, Lausnitz (zur Wondreb), Medlitz (zur Röslau, bei Raithenbach), Olschnitz (zur Wondreb), Röslau und Selb. Nach begründeter Ansicht sind die Gewässernamen meist älter als die an ihnen errichteten Siedlungen gleichen Namens.

Auf diesen indirekten Indizien sind die leider immer noch etwas unbefriedigenden Erörterungen über das schwierige Problem von namhaften Slawisten, Historikern und Geographen aufgebaut. Ethnographische Zuordnungen etwa nach der Siedelform zu treffen, ist kaum möglich, weil zwischen den deutsch und slawisch benannten Ortschaften im östlichen Oberfranken kein Form- und Strukturunterschied festzustellen ist. So gibt es in der gesamten Beurteilung manche Fortschritte der Erkenntnis, viele Wahrscheinlichkeiten und noch mehr offene Fragen. Obwohl Forscher wie E. Schwarz durch Zusammenschau germanistischer, slawistischer und historischer Forschung viel Licht in die erste Begegnung zweier Völker gebracht haben, bedürfen alle mit der slawischen Einwanderung

derung und den slawischen Namen zusammenhängenden Fragen noch weiterer Klärung. Gelegentlich erfuhren diese rein wissenschaftlichen Erörterungen eine ungeheure Verschärfung dadurch, daß man nationale Ideologien damit verbinden wollte und auf diese Weise politische Forderungen zu begründen versuchte.

Es ist nach dem derzeitigen Forschungsstand unleugbar, daß westslawische Elemente Spuren in unserer Gegend hinterlassen haben. E. Schwarz glaubt (briefliche Mitteilung v. 4.7.1968), daß zur Zeit Samos, also in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts, das spätere Egerland, wozu auch unser Landkreis gehörte, noch frei von Slawen gewesen ist. Er rechnet, daß am oberen Main, an den Rändern der Oberpfalz und auch im Landkreis Wunsiedel äußerste Vorposten der Slawen und Deutschen, jene als Reichsangehörige („Reichswenden“) nicht lange vor 750 n. Chr. in Verbindung getreten sind. In der Zeit ihres weitesten westlichen Vordringens wären demnach Slawen im Einvernehmen mit dem Frankenreich angesiedelt worden, so daß man für größere Teile Nordostbayerns eine Durchsetzung mit Slawen vor der hochmittelalterlichen Rodungsperiode annehmen kann. Die Begegnung bzw. Verbindung zwischen deutschen und slawischen Elementen scheint in einem friedlichen Nebeneinander in dem gemeinsamen Lebensraum erfolgt zu sein, so wie beide Volksteile auch einer gemeinsamen Obrigkeit unterstanden. Auch in deutschbenannten Siedlungen, die vor dem hochmittelalterlichen Ausbau bestanden, wohnten Slawen und umgekehrt. Keineswegs kann von einem geschlossenen slawischen Siedlungsraum mit eigenständiger Führung gesprochen werden, sondern vielmehr steht ein „inniges Zusammenleben“ (W. Emmerich) von Angehörigen beider Volkstümer außer Zweifel. Bis zum Beginn der Plansiedlung um die Jahrtausendwende hatte seit der Zeit Karls des Großen ja auch höchstens eine militärische Besetzung an den wichtigen Verkehrswegen und eine punktuelle Kolonisation mit Einbeziehung slawischer Kräfte stattgefunden. Die Verbreitung der slawischen Ortsnamen ergibt deswegen auch keine Hinweise für eine Flächensiedlung, sondern für verstreute Einzelsiedlungen, wobei die besseren Bodenlagen offenbar bevorzugt wurden. So ist es zu verstehen, daß das Egerland nie einen slawischen Stammesnamen getragen hat, sondern als „regio Egere“ in die Geschichte eingetreten ist. Der am weitesten an der Eger nach Westen vorgeschobene Slawengau Böhmens, Sedlicane, lag im späteren Elbogener Land zwischen Kaiserwald und Erzgebirge (R. Fischer) und die Hinwendung des Egergaues nach dem Westen wird am meisten dadurch verdeutlicht, daß er kirchlich immer zu Regensburg gehörte. Der Sprengel des 973 gegründeten Erzbistums Prag schloß das Egerland aus. Die im Fichtelgebirge verstreut zusam-

men mit Deutschen lebenden Slawen wurden dann - wie die Slawen im ganzen nördlichen Bayern - wohl noch im 12. Jahrhundert eingedeutscht. Durch den Zufall der urkundlichen Überlieferung wird noch im Jahre 1251 in dem nicht weit entfernten Ort Pleißen bei Waldsassen eine Slawin namens Hazka registriert, als sie aus der Leibeigenschaft entlassen wurde. Eine soziale Unterschicht der Bevölkerung war also in Leibeigenschaft geraten, wobei es wahrscheinlich keine Rolle spielte, ob es sich um Leute slawischer oder deutscher Herkunft handelte.

Das vielumstrittene Problem der frühen Besiedlung des Egergaues fand schon von jeher auch ein starkes Interesse bei den tschechischen Forschern, die angesichts der mißlichen Quellsituation die wechselseitigen Beziehungen zwischen deutschen und slawischen Elementen wieder etwas anders kommentieren. Sie arbeiten weniger mit der Auswertung der Ortsnamen als vielmehr mit archäologischen Funden. Die bereits im Jahre 1911 begonnenen Grabungen auf der Kaiserburg in Eger wurden seit 1962 planmäßig vor allem im Gebiet der Vorburg fortgesetzt. Tschechische Archäologen fanden dabei eine aus Holz und Lehm errichtete mächtige Wallanlage als Kern der Stadtbesiedlung. Ihre Bezeichnung als „Akropolis mit Residenz- und Sakralteil“, was wohl dem Charakter einer Gau- oder Stammesburg entsprechen soll, klingt allerdings etwas theoretisch-romantisch. Durch Formvergleiche mit Bodenfunden in nachweisbar altslawisch besiedelten Landschaften kam man zu der Schlußfolgerung, daß dieser Egerer Burgwall höchstwahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts von Leuten der südlichen westslawischen Gruppe angelegt wurde und in seiner älteren Phase bis gegen Ende des 10. Jahrhunderts bestand. Um diese Zeit wurde die Anlage durch Brand zerstört, jedoch wieder hergerichtet. Erst auf der Oberfläche eines zweiten slawischen Siedlungshorizonts fand sich dann die typische deutsche Keramik des 12. Jahrhunderts und kam auch die prächtige romanische Pfalz der Staufer zu stehen. Diese Ergebnisse der Spatenforschung würden nach der Interpretation der tschechischen Experten ein eindeutiges Zeugnis für ein selbständiges und politisch unabhängiges slawisches Leben in Eger in der Zeit zwischen 850 und 1100 ablegen, das dann „unter den Wellen der deutschen Expansion und Kolonisation“ (A. Hejna) verschwand. Es wird aber eingeräumt, daß ebenso wie in anderen westslawisch beeinflussten Gebieten vom 10. Jahrhundert an eine Zeitlang sehr wohl auch „ein Nebeneinander beider Richtungen“ denkbar wäre. So ist es an der Zeit, daß sich fernab von ideologischen Ressentiments, beide Seiten auf dem Boden der wissenschaftlichen Tatsachen begegnen. Bekanntlich hat schon früher (zuletzt 1961) der deutsche Germanist E. Schwarz konsta-

tiert, daß „auf dem Boden der späteren Stadt Eger schon Wenden gewohnt haben, als die deutsche Burg und Stadt angelegt wurde, die schließlich diese slawischen Vorgründungen in ihr Stadtgebiet einbezogen hat“.

Es war bisher noch nicht möglich, die slawische Keramik des 10./11. Jahrhunderts von Eger etwa mit der „spätkarolingischen“ Ware vom Rauhen Kulm (G. Raschke) im Original zu vergleichen. Vor allem aber dürfte eine Gegenüberstellung der mit vertieften Stempel-, Kammstrich- und Wellenbandmustern verzierten Gefäßreste von der Schüsselburg auf dem Waldstein mit den Keramiken der „mittelslawischen Periode“ von Eger sehr aufschlußreiche Ergebnisse bringen. Es besteht auch die Möglichkeit, durch anthropologische Untersuchungen der Skelettreste aus dem Gräberfeld der Egerer Vorburg und der frühen Bestattungen auf dem Waldstein ethnische Vergleiche zu ziehen. Vielleicht gelingt es dann, jenen deutsch-slawischen Dualismus, d. h. jene friedliche Koexistenz zweier Volkstümer während mehrerer Jahrhunderte aufzuzeigen und zu bestätigen, den die vergleichende Sprachwissenschaft bereits eindringlich rekonstruierte. Ähnlich wie in Eger wurden auf dem Areal der älteren Waldsteinburg, die gleichermaßen in den Weißenstädter Kessel wie in die Münchberger Senke hineinblickt, Brandschichten festgestellt, die als Zeichen dafür gelten können, daß schon vor Errichtung der Steinmauern ältere Holzbauten, deren Balkenwerk mit Rammpfählen im Boden verankert war, dem Feuer zum Opfer gefallen sind. Wir wagen in diesem Zusammenhang die Deutung, daß beide Burgen um die gleiche Zeit brannten, als nämlich im 10. Jahrhundert die Ungarn aus dem Osten weit bis nach Westdeutschland hineinstürmten und Slawen und Deutsche gemeinsam bedrohten. Gerade aus dieser Zeit liegt von dem gehegten Bezirk der Burg in Hohenberg am Paß von Schirnding ein aus dünnem Goldblech getriebener, östlich beeinflusster Schmuckanhänger als Bodenfund von 1941 vor. Ein geübter Feinschmied hat ihn gefertigt und einen Türkis eingesetzt, der nach altem Glauben gegen Sturz vom Pferde schützen sollte. Die Ornamentik der Rückseite, besonders ein Dreiblattmotiv in den Sternzacken, läßt eine Verwandtschaft mit Gräberfunden in Ungarn erkennen.